

44) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Bendel eine weiße Treppe empor, die vor einem hohen Haus mit weinlaubbewachsenen Mauern leuchtete, und klingelte.

— Das ist hier, jagte er, bei Madame Théo. Die Mauern sind, wie Du siehst, mit Reben umwachsen; aber die Fenster sind vergittert wie bei einem Gefängnis. Das hat so seine Gründe, weißt Du . . .

Ein Negerdiener in roter, goldbetreter Livree öffnete. Die Vorhalle wies ein rotes Interieur mit Teppichen und Plüschdivanen im selben Ton. An der Decke brannte eine Ampel, deren gebuckelte, melonenförmige Kuppel melancholisch bleichrote Strahlen aussandte. Die kleinen, birnenähnlichen Glühlampen, die in einem Halbbogen einen Korridor weiter hinten umrahmten, waren kirschfarben. Ein Geruch wie von Zimmet füllte das ganze Haus.

Der Neger zog ein paar schwere Portieren zur Seite, und sie traten in einen leeren Salon, wo Teppiche, Divane, Sessel, Konsolen und Gardinen zusammenfloßen zu einem Plüschgemälde in Rot, Gold und Braun. Der schwüle Zimmerruch war hier noch stärker. Mitten im Raum stand die Gipsstatue einer Venus, über und über von Fliegenstaub bedeckt, und über dem Haupt der Göttin brannte eine Ampel, ähnlich wie die in der Halle.

— Puh! jagte Björd. Hier kann ich nicht atmen.

Eine alte, dicke, fette, kleine Dame in violetter Seide erschien jetzt. Sie trug eine Turbanfrisur, lange, baumelnde Ohrgehänge, eine Menge breiter, goldener Armbänder und einen großen Fächer. Trotz des Fettes wies die Nase noch die feine römische Biegung auf, und die Augen waren gallisch in den Winkeln; und trotz des Asthmas klang ihre Stimme musikalisch französisch. Dieser groteske Fettklumpen war die Wirtin des Hauses.

Sie wandte sich sogleich an Björd, dessen Erscheinung und Kleidung ihrem Instinkt sympathisch waren, und lud ihn mit einer Handbewegung, die nicht ohne Anmut war, ein, Platz zu nehmen. Darauf konvertierte sie fünf Minuten lang über die drei Städte, die sie kannte: Paris, London, Chicago. Aber plötzlich faltete sie ihren Fächer zusammen, sammelte die weitläufige Schleppe ihres Kleides mit einer Hand zusammen und watschelte auf eine Ecke zu, indem sie den Herren winkte, ihr zu folgen. Sie drehte den Hahn einer hohen Stehlampe mit fliegenbeschmutztem, gelblichen Schirm auf und deutete mit dem Griff des Fächers auf ein Wandgemälde, das den eingerahmten Speisetischen gleich, die in den großen, billigen Abfütterungslokalen aufgehängt sind. Der erstaunte Herr Björd las:

Maison Théo.

Und darunter eine prahlerische und kurz zusammengefaßte Beschreibung — in englisch und französisch — aller erstklassigen Darbietungen des Hauses.

Niemals lebten weniger als fünfzig Mädchen als Pensionäre im Haus. Messieurs wurden darauf aufmerksam gemacht, daß keine davon mehr als fünfundzwanzig Jahre zählte, wohingegen auch ganz junges Alter vertreten war. Ferner wurde darauf hingewiesen, daß sämtliche Damen entweder aus Frankreich oder den skandinavischen Ländern stammten — also die beste Ware, die der Markt zu bieten hatte. Keine Pensionärin blieb länger als ein Jahr bei Madame, womit gesagt war, daß das Material immer neu und frisch war. Sämtliche ökonomische Fragen waren in Madames Kontor in der Halle links zu erledigen, und in vorsichtigen Wendungen war dabei angedeutet, daß es bei besonderer Vereinbarung überhaupt keinerlei Wusch und keinerlei Bestellung gab, denen nicht Genüge geleistet werden konnte. Zuletzt kam eine vollständige Preisliste mit einer Menge Details — in Dollar und Cents ausgerechnet, was jedes einzelne kostete — Wein, Bier, Zigarren, Zigaretten — Musik, Tanz und Weiberfleisch. Besondere Wünsche oder Beschwerden von Seiten der Gäste und Kunden wurden verbindlichst an das Bureau verwiesen.

Björd und Bendel blickten einander stillschweigend an, während die Kuppelrin mit einem resignierten Achselzucken bereits ihre Gedanken gelesen hatte.

— Deutsch! . . . murmelte sie.

— Wie kommen wir wieder hinaus? flüsterte Björd.

— Wir brauchen nur irgendeine Erfrischung zu uns zu nehmen — einerlei was. — Das ist sie ganz gewöhnt.

Die Alte hatte schon geklingelt. Ein Diener kam.

— Guten Abend, meine Herren! jagte die Wirtin mit einer Beugung des fetten Nackens. Und ohne eine Antwort abzuwarten, rauschte sie stolz aus dem Zimmer, die schwere Schleppe hinter sich herziehend wie ein brandendes Kielwasser.

— Bitte, jagte der Neger und öffnete eine Tür. Hier ist das Restaurant.

Es war ein großer Salon, ähnlich dem ersten, nur daß vor den Divanen runde Marmortische standen und statt der Statue in der Mitte des Saales ein Springbrunnen sich erhob, mit vergilbten Gräsern und ein paar Goldfische unter einem dünnen Wasserstrahl. Auf einem roten Podium standen ein Klavier und ein paar Notenständer. Ganz hinten in einer Ecke saßen ein paar Herren im Frack und tranken Sekt mit vier jungen Mädchen in weißen, ausgetragenen Ballkleidern.

— Der Herr Professor kommt sogleich, jagte der Bediente. — Was wünschen die Herren zu trinken? Der Herr Professor war früher Kapellmeister — mit eigenem Orchester — ein berühmter Mann, meine Herren . . .

Er klatschte in die Hände.

Ein Negerjunge erschien.

— Sag' Fräulein Daisy und Fräulein Eva, daß sie kommen sollen. Und, wo ist der Professor?

Der Junge eilte hinaus.

— Denk' einmal, sagte Helge — dies Haus ist so groß, daß es bis zur Clark Street durchgeht. Ich habe mir sagen lassen, es sollen an die hundert Zimmer, Säle, Salons und Kammern drin sein. Die alte Hexe, der es gehört, ist Millionärin und bezahlt den Stadtoberhäuptern und der Polizei jährlich ein Vermögen, damit sie ein Auge zudrücken. Ah und zu gibt es eine Kazzia; dann wird sie vorher gewarnt. Und dann hat sie irgendeinen Angestellten, der für sie die Gefängnisstrafe absetzt . . . Madame wohnt in einer eleganten Villa im vornehmsten Stadtviertel im Süden; dort kommen die Neulinge hin und melden sich für die ausgetragenen Stellen als Gouvernanten und Gesellschafterinnen. Oh, es ist eine ganz eingearbeitete Liga, mit System und Protektion. Du kannst Dir denken, sie hat einflußreiche Kunden und Namen, die sie decken . . .

Zwei junge Mädchen in Weiß traten jetzt ein und setzten sich zu den beiden Schweden. Ein Neger mit einem Tablett, auf dem eine Flasche billigen Sektes stand, folgte. Auf dem Podium tauchte ein kleiner, vertrockneter, fahlföpfiger Mann mit grauen Haarsträhnen um die Glase auf. Seine Augen waren tot, das Gesicht verwittert, zwei tiefe Falten schnitten einen bitteren Zug um den Mund, dessen Unterlippe ständig zitterte. Er verbeugte sich; in der vergilbten Falte seiner Hemdenbrust flimmerte ein Stückchen Glas. Mechanisch ließ er sich auf dem Klavierstuhl nieder und spielte einen Walzer.

— Es ist ein Professor, jagte eines der Mädchen in schlechtem Englisch.

Der Mann spielte weiter wie ein Automat, mit geschlossenen Augen, im Schlaf — ununterbrochen die eine Melodie nach der anderen. Seine Haut war wachsfarben.

— Ist Monsieur ein Deutscher? fragte das andere Mädchen.

Die Zimmeratmosphäre war jetzt mit einem seltsamen Rauchgeruch vermischt. Man hörte taftgemäßes Stampfen und den entfernten Klang von Streichinstrumenten.

— Eine Treppe höher ist großer Ball, jagte die dunklere und magere der Französinen. — Aber ich mag nicht tanzen heut' abend. Ich mag nur weinen.

Wirklich sah man Spuren von Tränen in dem weißgeputzten Gesicht.

— Eves Freundin ist gestorben, erklärte das blonde Mädchen, dessen Kopf fast korsettrotz gefärbt war. — Heute

morgen ist sie gestorben, die arme Kleine! fügte sie ernsthaft hinzu.

Eine der Damen vom Catisch hatte sich erhoben und kam mit einem Teller.

— Für den Professor, sagte sie.

Ein paar Geldstücke lagen auf dem Teller. Björk reichte ihr einen Dollar. Sie verbeugte sich.

Der Champagner stand unberührt in den schmalen, hohen Gläsern. Der Musiker spielte weiter, regungslos, zusammengeknickt. Als das Mädchen den Teller auf der Ecke des Klaviers ausleerte, verzog er keine Miene. Es war, als sähe er es nicht. Seine kleinen, kurzen Finger flogen rasch, in alten, routinierten Sätzen über die Tasten, und ohne Uebergang folgten Lieder, Tänze, Couplets, Märche und Operettenmelodien aufeinander.

Weder Bendel noch Björk stellten irgendwelche Fragen. Sie waren, jeder auf seine Art, mit all diesen Erscheinungen vertraut, wenn auch dies Lokal durch seine rücksichtslose Schamlosigkeit des Betriebs noch weniger illusorisch wirkte als andere ähnliche Unglücksorte.

— Wollen wir nicht gehen? fragte Helge.

Sie hatten sich schon erhoben, als ein Diener hastig auf sie zukam und sie bat, noch ein paar Minuten zu warten. Er zwinkerte vieljagend mit den Augen und flüsterte:

— Zirkusbesucher von droben!

Björk blickte verständnislos auf Helge.

— Was meint er damit?

Der Kontorist kannte den Slang-Ausdruck und erklärte ihn. Hinter der Vorkaasportiere, wo der Regier Wache hielt, hörte man unterdrücktes, ficherndes Gelächter, leichte Schritte und das Rascheln von seidenen Schleiern.

— Ja, siehst Du — so unglaublich es auch klingt —, manchmal, nach irgendeinem gelungenen Fest, einem Ball, einem Souper, kommen Familienväter mit ihren Frauen hierher, um von besonderen Zimmern aus durch Gucklöcher ihren neugierigen Damen zu zeigen, was vor sich geht. Nicht einmal in Paris oder London, ja, kaum in New York kommt derartiges vor — soviel ich gelesen und gehört habe . . .

— Sie sprechen schwedisch, sagte ganz unvermutet die dunkle Französin und heftete einen großen, schwarzen Blick auf Helge.

— Sie weiß es, weil ihre Freundin eine Schwedin war! rief die Blonde. Annie hieß sie. Haben Sie die schwedische Annie nicht gekannt? Sie war ein halbes Jahr lang hier.

Bendel schüttelte den Kopf.

— Hören Sie, sagte das magere Mädchen und stand auf, Hören Sie, Monsieur — möchten Sie und Ihr Freund nicht Annie sehen?

Sie fuhren zurück bei dem Gedanken.

— Nein, nein! — Wozu?

— Ach doch! sagte sie eifrig und bittend. Tun Sie es! Sehen Sie, hier kommt sicher heut' nacht kein Schwede mehr her. Und ich selber habe Annie eingekleidet, nachdem der Hausarzt heut' vormittag gegangen war. Alle Mädchen sind drin gewesen und haben ein bißchen was gegeben — ich versichere Sie, Monsieur, jeder Cent wird zur Beerdigung ausgegeben — ich will, daß Annie ein feines Begräbnis haben soll! Sie war meine Freundin, Monsieur!

(Fortsetzung folgt.)

Krise.

Zeitbilder von Sepp Dertter.

1.

„Und so schließe ich: Wenn je das Wort — Alle für einen — Anwendung finden muß, so jetzt. Die Direktion will von unseren Kollegen zweihundert auf das Pfaster setzen. Sie begründet es mit der Krise, die gegenwärtig herrscht. Nun gut, wir können das Unglück der Entlassung von unseren Kollegen abwenden, indem wir der Direktion den Vorschlag unterbreiten, die Arbeitszeit so zu verkürzen, daß die zweihundert Kollegen weiter beschäftigt werden können.“

Die Worte des Arbeiters, der so einfach und schlicht gesprochen hatte und dessen Blick nun erwartungsvoll über die Versammlung glitt, fanden allgemein Zustimmung. Nur eine kleinere Gruppe in einer Ecke des Saales murmelte laut. Der Arbeiter fuhr fort:

Ich weiß, es ist ein Opfer, das verlangt wird, ein Opfer, das jeder einzelne leisten muß. Es ist die Weihnachtszeit. Jeder von uns hat größere Aufgaben. Bei vielen ist ohnehin die Not groß. Aber wir müssen bedenken, in welcher Not kämen erst unsere arbeits-

losen Kollegen!? Also ich bitte Euch, legt ihnen ein Geschenk Eurer Solidarität auf den Weihnachtstisch. Alle für die Einen, die entlassen werden sollen! Wir machen — das erhebe ich zum Antrag — der Direktion den Vorschlag, sie solle keinen der Kollegen entlassen und dafür die Arbeitszeit lieber auf täglich sechs Stunden verkürzen.“

Nun erhob sich ein brausender Beifall, der den Widerspruch einiger Arbeiter unterdrückte.

„Wünscht von den Kollegen jemand zu diesem Antrag das Wort?“ fragte der Vorsitzende.

„Abstimmen!“ tönte es ihm entgegen.

„Ich will das Wort!“ rief eine Stimme.

„Der Kollege Warz hat das Wort!“ sagte der Vorsitzende.

Ein Mann drängte sich durch die Menge auf das Podium. Dort angekommen, warf er einen stechenden Blick über die Versammlung. Dann begann er mit scharfer Stimme:

„Der Antrag ist ein Unsinn. Jeder von uns braucht jetzt kein Geld. Wenn die Direktion zweihundert Mann entlassen muß — na, — dann muß sie sie eben entlassen und die Entlassenen müssen eben zusehen. Aber daß ich weniger verdienen soll, damit sie in Arbeit bleiben, das sehe ich nicht ein. Ich bin mir selbst der nächste. Der Antragsteller will nur seiner Organisation die Arbeitslosenunterstützung ersparen, damit sich die Beamten besser mästen können —“

Weiter kam er nicht, ein donnerndes „Psui“ setzte ihn vom Podium. Mit einem zynischen Lächeln trat er ab. Der Vorsitzende schwang die Glocke. Als wieder Ruhe eingetreten war, sagte er:

„Ich konstatiere hiermit nur, daß der Kollege Warz Mitglied des nationalen Werkvereins ist. Wünscht sonst noch jemand das Wort?“

„Abstimmen! abstimmen!“ schallte es aus der Versammlung.

Der Antrag, durch eine verkürzte Arbeitszeit der Entlassung von zweihundert Kollegen vorzubeugen, fand die übergroße Mehrheit. Die Direktion ging am anderen Tag auf den Vorschlag ein, trotzdem der Werkverein dagegen protestiert hatte. Mehr als tausend Arbeiter opferten jede Woche ein Drittel ihres Lohnes, damit ihre Kollegen nicht arbeitslos wurden.

„Mutter“, rief der Arbeiter, der in der Versammlung den Antrag gestellt hatte, als er nach Hause kam, „diese Weihnachten müssen wir es ein wenig knapp machen!“

„Wieso?“ fragte seine Frau. Er erzählte ihr die Angelegenheit.

„Na, da hat doch jeder wenigstens etwas und keiner kommt ganz in Not“, erklärte die Frau.

„So hab' ich's auch gemeint“, antwortete der Arbeiter und lachte über das ganze Gesicht.

2.

Sie waren vor Jahren zwei gute Freunde gewesen. Das Leben hatte sie getrennt und jeden in andere Bahn gelenkt. Und jetzt trafen sie sich, beide von der Krise auf die Straße gesetzt. Dem einen sah die Not aus dem Anzug, den fahlen Wangen, den trostlosen Augen; der andere war ärmlich aber immer noch sauber und warm genug gekleidet. Sein Gesicht war mager und abgezehrt; doch in seinen Augen loderten keine Flammen der Verzweiflung; Hoffnung und Zuversicht, ein sicheres Selbstvertrauen drückte sich in seinen Mienen und seiner Haltung aus.

„Mensch, was soll das werden? Sechs Wochen schon lauf' ich herum und nichts zu finden — nirgends ist was los — ich hab' schon alles versucht —“, klagte der eine und stierte an seinem früheren Freund vorbei in das Leere.

„Ich bin auch schon acht Wochen außer Arbeit“, sagte der andere. „Man muß sich halt durchbeißen in einer solchen Zeit. Die Hauptsache ist, daß wir draus lernen. Wir schaffen die Arbeitslosigkeit nicht. Also müssen die dafür verantwortlich gemacht werden, durch die diese Zeiten kommen. Wenn die Zeiten gut sind, müssen wir uns solche Arbeitsbedingungen erringen, daß wir die schlechten Zeiten überwinden können.“

„Ach, das sind jetzt alles doch nur Reden“, jammerte der erste wieder. „Ich hab' schon gebettelt, nicht nur um Arbeit, auch um ein Stück Brot. Du scheinst es ja noch ganz gut zu haben? Du hast Dir wohl was zurückgelegt?“

„Zurückgelegt!“ entgegnete der zweite, „die Zeiten sind vorbei. Aber organisiert hab' ich mich und meine Beiträge gezahlt.“

„Mensch, dann bist Du auch einer von den Sozi!“ schrie der eine.

„Nun, das laß Dir gesagt sein; ich versteh' noch nicht viel von dem, was die Sozialdemokraten wollen. Aber einen Menschen haben sie aus mir gemacht, einen Menschen, der auch in der Not noch ein Mensch bleibt und bleiben kann, weil er einen Halt in seinen Kameraden hat“, sagte der andere ernst.

Der erste schaute ihn mit einem langen Blick an, dann an sich selbst herunter. Er seufzte tief auf und ging nach einem ängstigen und neidvollen Blick auf seinen früheren Freund ohne Gruß von dannen. (Schluß folgt).

Vier Jahre Kolonist in Brasilien.

Von Curt von Graunitz.

Wie schon so manch anderer, hatte ich mich durch die überall verbreiteten, meist von brasilianischen Einwanderungsbehörden hergestellten Prospekte und Broschüren verleiten lassen, nach dem darin geradezu als Wunderland gepriesenen Brasilien auszuwandern.

Ich hielt mich fast vier Jahre in den Ansiedlungsbezirken dieses Landes auf. Da ich von Beruf selbst Landwirt bin und außerdem mehrere Jahre in der vom Staate S. Paulo errichteten Kolonie Pariguera assu selbst eine Landparzelle von 100 Morgen besessen und bewirtschaftet habe, bin ich sehr gut in der Lage, ein sachgemäßes Urteil über die Wirtschaftsverhältnisse in den brasilianischen Ansiedlungsgebieten abzugeben. Erst vor einigen Monaten bin ich wieder von da nach hier zurückgekehrt.

Das Land ist dort ja sehr billig, man bekommt es fast geschenkt, aber was nützt einem das billige Land, wenn man nur sehr minimale Erträge davon hat. Der Boden ist dabei gut, wohl fast durchschnittlich überall besser als deutscher Mittelboden, aber das Land ist noch viel zu roh, um nach deutschen Begriffen einigermaßen nennenswerte Erträge herzubringen. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß man bei uns hier in Deutschland auf dem leichtesten Sandboden, bei richtiger Bewirtschaftung, von einem Morgen mehr Ertrag hat, als in Brasilien die ersten Jahre, bei viel schwererer Arbeit und auf dem besten Boden dieselbe Fläche Kulturland Früchte herbvorbriugt.

Unser deutsches Getreide, also Roggen, Weizen, Hafer oder Gerste anzubauen, lohnt nicht recht, wohl ein jeder macht damit im Anfang einen kleinen Versuch, läßt es aber bald wieder sein, weil eben dabei kein besonders großer Gewinn zu erzielen ist. Die beste Aussicht auf eine einigermaßen lohnende Ernte hat man noch beim Anbau von Weizen, aber nirgends wohin ich gekommen bin, habe ich eine größere Fläche damit bestellt gesehen. Hat man wirklich davon einmal ein größeres Quantum erbaut, so ist in den immer weit vom Verkehr abgelegenen Ansiedlungsbezirken niemand da, der das verhältnismäßig dort seltene Produkt gut verteuern kann, Mühlen für Weizen, Roggen usw. gibt es nicht, weil Mehl aus den großen Dampfmühlen in Santos und Rio, die ihr Getreide aus Argentinien einführen, billiger bezogen werden kann. Das Getreide nun aber nach diesen Mühlen zu transportieren, verlohnt sich ebenfalls nicht, da die dabei entstehenden großen Kosten jeden Gewinn illusorisch machen würden.

Man pflanzt in den Ansiedlungskolonien hauptsächlich Mais und Reis, was sich noch einigermaßen rentiert. In den oben erwähnten Prospekten und Broschüren, die zur Gewinnung von neuen Einwanderern überall in Europa und neuerdings auch in Japan in großen Massen verteilt worden sind, wird von so ungeheurer großen Ernteerträgen bei Anbau von Mais und Reis berichtet, daß man solche nach unseren Begriffen für kaum glaublich halten muß.

Sieht man aber diese, tatsächlich der Wahrheit entsprechenden Berichte genauer an, so bemerkt man erst, daß dort immer geschrieben steht: „Reis gibt das 150fache bis 500fache und auch noch mehr von der Aussaat usw.“ Dabei ist aber nur ganz selten bemerkt, und man beachtet dies dann auch kaum, daß bei der ganz anderen dortigen Wirtschaftsweise unter Umständen für einen ganzen Hektar nur einige Liter Aussaat erforderlich sind. Bei Mais liegt die Sache ganz ähnlich.

Dann ist der Ansiedler, wenn er seine Produkte verkaufen will, ganz und gar von den wenigen in Koloniezentrum ansässigen Kaufleuten und Händlern abhängig. Er muß sich unwillkürlich den Preisfestsetzungen derselben fügen; denn würde wirklich einmal ein Kolonist versuchen, seine Produkte selbst nach den größeren Handelsplätzen zu bringen, um sie dort besser zu verteuern, so würden ihm, wie schon an anderer Stelle einmal erwähnt, durch Transportkosten und Zeitverräumnisse so viel Ausgaben entstehen, daß er immer noch besser wegstommt, wenn er sozusagen seine Ware halb verliert und alles zu ganz niedrigen Preisen an die ortsanässigen Händler verkauft. Diese wissen natürlich ihre Vorteile auch zur Genüge auszunützen.

In vielen, man kann ruhig sagen in den meisten Fällen erhält der Kolonist gar nicht einmal bares Geld für das, was er verkauft. Die Händler, die immer noch nebenbei einen kleinen Kramladen haben, verstehen in geschickter Weise die Gelbzahlung immer weiter hinauszuschieben, und veranlassen den Ansiedler zuletzt noch, daß er für sein Guthaben ein Kontobuch erhält, wofür er dann alle seine Lebensbedürfnisse bis zum Ablauf dieses Guthabens aus dem Kramladen einkaufen kann, wobei er aber außerdem noch höflich anzuweisen muß, daß der Händler beim Abschreiben nicht etwa doppelte Kreide anwendet.

Ein Ansiedler in den Koloniebezirken braucht ja zum täglichen Unterhalt für sich und seine Familie nicht sehr viel, aber die meisten müssen sich inklusive des Besten aus der von der brasilianischen Ansiedlungsbehörde in der ersten Zeit nachgewiesenen Arbeitsgelegenheit mit einer jährlichen Vereinnahmung von höchstens 4—500 Mark durchhelfen. Es gibt viele, die dies überhaupt gar nicht einmal haben.

In den ersten Monaten gewährt die brasilianische Regierung bedürftigen Familien dadurch eine Unterstützung, daß der Mann beim Wegebau oder auch bei anderen Arbeiten für immer je drei Tage in der Woche Beschäftigung erhält, wofür ihm ein Tagelohn von 3 Milreis (zirka 4 Mark) gezahlt werden. Der Verdienst pro Tag ist ja nicht schlecht, aber wenn man die dortigen Verhältnisse in Betracht zieht, so sind die 9 Milreis, die der Mann am Wochenschluß ausgezahlt erhält, tatsächlich der Lohn und Verdienst für sechs Tage seiner Tätigkeit.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Montags früh geht der Mann nach dem Koloniezentrum, dem sogenannten Stadtplay; hier muß er nun warten, bis ihm der Direktor der Ansiedlung oder

dessen Vertreter mitteilt, wo er in der betreffenden Woche arbeiten soll; meist erst in der Mittagsstunde bequemt sich der genannte Herr dazu, jedem einzelnen seine Beschäftigung anzuweisen, da es angeblich mit der Aufstellung der Arbeitslisten nicht habe früher fertig werden können.

Nun erst gehen die einzelnen Kolonisten in Trupps von zwei bis vier Mann nach ihren oft viele Kilometer weit entfernten Arbeitsstätten. Wenn sie dort ankommen und sich eine notdürftige Unterkunft Gelegenheit für die Nacht geschaffen haben, ist es abend und somit der erste Tag zu Ende. Bei günstigem Wetter wird nun Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von früh morgens bis zum Eintritt der Dunkelheit gearbeitet.

Da der Heimweg meist durch größere Strecken Urwald führt, ist es infolge der herrschenden großen Finsternis und der weiten Entfernung wegen den Leuten zumeist erst am nächsten Tage möglich, nach Hause zu gehen, wo sie im günstigsten Falle zur Mittagszeit anlangen.

Müde und abgesehen ist der Mann wohl selten noch fähig, auf seinem eigenen Lande noch an diesem Tage größere Arbeiten und Pflanzungen auszuführen. Am Sonnabend heißt es dann wieder nach dem ca. 10 Kilometer weit entfernten Stadtplay gehen, um den Wochenverdienst in Empfang zu nehmen und dafür die Lebensbedürfnisse für sich und die Familie für die kommende Woche einzukaufen.

Da nun aber bei den hohen Preisen ein Milreis in diesen entlegenen Ortschaften nicht halb so viel Kaufkraft hat, als wie bei uns in Deutschland eine Mark, so kann man sich vorstellen, unter was für ärnlichen Verhältnissen eine solche Kolonistenfamilie ihr Leben fristen muß.

Mit einigem guten Willen ließen sich obige Mißstände bei Arbeitsgewährung an bedürftige Kolonisten leicht abändern. Ist man aber erst längere Zeit drüben und mit den dortigen Verhältnissen besser vertraut, so kommt man bald dahinter, daß dies nur schlaue Berechnung der Einwanderungsbehörde ist.

Sechs Monate nur ist die Regierung verpflichtet, diese Arbeitsunterstützung zu gewähren. In dieser Zeit hat der arme Kolonist, wie wir oben gesehen haben, so gut wie keine Gelegenheit gehabt, sein Land urbar zu machen und zu bestellen. Kommt nun die Zeit der Ernte, ist nichts einzuernten, denn das Wenige, was Frau und Kinder gepflanzt haben, ist immer nur sehr minimal und reicht noch nicht mal als Futter für die Hühner und für ein Schwein.

Die Verdienstmöglichkeit beim Wegebau hört aber auf, und was bleibt dem armen Kolonisten weiter übrig, als sich auf den großen Kaffeepflanzungen um einen geringen Lohn als Arbeiter zu verdingen, wenn er mit seiner Familie nicht Hunger leiden will. Dort werden immerzu Leute gebraucht. Bei den schlechten Löhnen entschließen sich die Neueingewanderten aber selten, sofort nach einer solchen Fazenda zu gehen; auf vorgeschriebenem Umwege bekommt man sie aber doch dahin, wohin man sie haben will.

So geht es also den Ansiedlern, die mit keinen oder nur mit sehr wenigen Darnitteln nach drüben kommen. Doch denjenigen, die mit mehr Geld nach hinüberreisen, geht es nicht viel besser.

Alle diese beginnen, nachdem sie sich ebenfalls ein Stück Kolonieland erworben haben, irgend eine größere Pflanzung oder Kultur oder auch ein anderes Unternehmen. Da sie aber die dort ganz anderen Wirtschaftsverhältnisse nicht genügend kennen, sind gewiß unter hundert neun und neunzig Fälle, wo die Sache mehr oder weniger schlägt, es geht immer mehr rückwärts als voran, und schon nach kurzer Zeit sind auch diese Leute auf demselben Standpunkte angelangt, wie die mittellose eingewanderten Familien. Hierfür könnte ich eine ganze Reihe von Beispielen anführen, wenn dies nicht für heute zu weit führen würde.

Man soll aber auch nicht denken, daß etwa in den größeren Städten für solche Familien Aussicht auf ein besseres Fortkommen wäre. Trotzdem dort immerzu Arbeitsleute knapp sind, mühten diese, da sie doch in den allerersten Fällen der brasilianischen Sprache schnell mächtig sind, dort die gewöhnlichsten Arbeiten verrichten und hätten nur geringen Verdienst, da sie öfter sogar mit Ungarn konkurrieren müssen.

Tatsächlich würden wohl die meisten, die erst in den letzten Jahren nach den Ansiedlungsgebieten in Brasilien ausgewandert sind, gern wieder nach ihrer Heimat zurückkehren, wenn sie noch die zur Rückreise erforderlichen Darnittel aufreiben könnten, oder wenn sie, sofern sie es noch einigermaßen voranbringen konnten, ihr Besitztum ohne große Verluste zu erleiden, wieder zum Selbstkostenpreis los werden könnten.

Wer aber trotz allen diesen Ausführungen noch anderer Meinung sein sollte, denke einmal ernstlich über folgendes nach: Brasilien bezahlt für jede nach dort kommende Einwandererfamilie das Reise-geld. Warum geschieht es wohl, daß man mit solchem Mittel Einwanderer anzuloden versucht?

Kleines feuilleton.

Weihnachtsmarkt.

Neue Kunstwart-Weisbilder. Von den Weisbildern, deren Auswahl und Ausführung persönlichste Angelegenheit von Ferdinand Avenarius ist, wird bereits das dritte Hundert ausgegabt, und es ist erfreulich, daß als Ertrag dieses Jahres 12 neue

Blätter gebucht werden können, die den hohen Wert dieses klassischen Wunderschatzes für Wand und Mappe wahren. Auch diesmal tritt, wie schon in den letzten Jahren, das landschaftliche Bild fast ganz in den Hintergrund; nur Böcklins Heiliger Hain wird gegeben, und dies Bild des still überwältigenden großen Schweigens in der Natur wiegt allerdings in der Reihe dieser 25 Pf.-Blätter. Alles übrige sind Gestalten und Köpfe.

Das ist nicht zufällig. Man muß auf die Arbeit schauen, die in den letzten Mappen des Kunstwarts geleistet worden ist. Sie gehört in höchstem Maße der künstlerischen Darstellung menschlicher Beseelung durch den menschlichen Körper. In drei inhaltsmächtigen Mappen wurde Michelangelo, in einer Anselm Feuerbach gewürdigt. Von dieser Arbeit sind schon im vorigen Jahre Teile in die Meisterbilder herübergenommen, nämlich sechs Bilder Feuerbachs, und dieses Jahr schließt weitere fünf an, darunter das wunderbare Frauenbild Madonna und das Gastmahl des Platon in beiden Fassungen; die in Berlin aufbewahrte Fassung, in der die sinnliche Bewegung stark betont ist, als Doppelblatt, die andere, die das gedankliche Element vorwiegen läßt, leider nur in einfacher Größe, was den Vergleich, den der begleitende Text zieht, sehr erschwert, und zwar zumungunsten der letztgenannten, älteren Fassung, der Ebenarius den Vorzug geben möchte. Aus der Michelangelo-Mappe sind zwei Köpfe aus der „Erschaffung Adams“ aufgenommen, die groß von der wuchtigen Herrschaft ihres Schöpfers über den Ausdruck menschlichen Wesens zeugen. Neben diesen Blättern erfreuen zwei Renaissance-Porträts: die merkwürdig fein belebte Lucrezia Pucci von Bronzino und Moronis jungmännlicher, melancholisch blitzer Schneider. Aus der Mappe, die dem Frankfurter Fritz Böhle gewidmet ist, erhalten wir den jungen Ritter, der neben seinem aufstrebenden Pferde steht, diesem Pferde, dessen Kopf dem Beschauer des Bildes bald zur Hauptfrage wird.

Dies Herübernehmen einzelner Blätter aus den Mappen des Kunstwarts, die trotz ihrer Wohlfeilheit für manchen zu teuer sind und noch zu fern liegen, in die Sammlung der Meisterbilder kann nicht genug begrüßt werden. Auch deshalb, weil es uns hoffen läßt, daß auch die Käthe Kollwitz-Mappe, die vor Jahresfrist erschien (15 Bilderwiedergaben zu 5 M.), sich für die Meisterbilder öffnen wird. Wir wünschen uns die Blätter: Weiter, Arbeitslos, Die Geschwister. Sie würden die Sammlung nützlich kräftigen, nämlich durch das bis jetzt nur ganz wenig, sicher unzureichend Berücksichtigte, aus neuzeitlichem sozialen Empfinden geborene Bild. Denn diese Kollwitz-Blätter, die aus der Lebenswelt des großstädtischen Hungerproletariats erwachsen, können für viele Tausende eine sichere Brücke zum Wesen und Erleben stärkerer Kunst schlagen. Und an dieser Brücke wollen doch gerade die Meisterbilder des Kunstwarts bauen.

Bilderbücher. Die große Bilderbücherei der letzten Jahre verebbt. Die Menge an Neuem scheint heute vergleichsweise ganz gering, und eigentlich wirklich Neues sucht man vergebens. Formen, die das Bilderbuch des letzten Jahrzehnts seit dem Fyfebude kennzeichnen, werden noch weiter gepflegt, einige Male mit Glück, sehr oft aber nur in äußerlichem Nachahmen ihrer Aufmachung. Sie haben ihren Sieg gehabt; einiges, das ein wirklicher Gewinn ist, vor allem Bilder Gertrud Gasparis und Ernst Kreidolfs, ist zu einer wahren Massenverbreitung gelangt, und die sorgte wohl mit, daß das große Fagen, das vor zehn Jahren auf diesem Felde herrschte, zu Ende ging. Hier und da läßt an Stellen, wo man das ungenügende wahrnimmt, das strenge künstlerisch-erzieherisch bedachte Walten nach; kindlicher Humor wird mißverstanden und mit dem, was bloß Erwachsene belustigen kann, verwechselt; die Lust an gesunder kindlicher Natürlichkeit wird der Spekulation auf den Beifall einer Schicht geopfert, deren Geschmack mehr vom Schein als vom Sein, mehr vom Kleid als von der Seele hält: man opfert, um besser verkaufen zu können, denn das 3 M.-Bilderbuch ist vor allem auf die Schichten der Zahlungsfähigen angewiesen.

Zum Guten, das in diesem Jahre an wohlfeileren Bilderbüchern geschaffen wurde, müssen wieder die Veröffentlichungen des Verlages Alfred Hahn in Leipzig gerechnet werden. Das Beste hat dort Else Rehm-Victor in dem neuen Folio-Buche „So geht's“ gefertigt, in dem Kinderlust und Naturfreude in schönen blumigen Farben mit lustigen Versen von Vina Sommer zusammenfließen; unzerreißbar kostet es 2,80 M., einfach 1,80 M. Es enthält wieder eine Reihe Blätter, die sich für die ganz billigen großbildrigen Ausgaben eignen, die dieser Verlag veranstaltet. Ein drittes vortreffliches Heft dieser Ausgaben ist jetzt mit Bildern von Mideleit zu Kinderliedern von Hoffmann von Fallersleben unter der Aufschrift „Alle Vögel sind schon da“ für 60 Pf. herausgekommen. Hier wäre also etwas, das auf eine Verbreitung besonders in der Arbeiterklasse hofft und verdienterweise hoffen darf. Von den Bilderbüchern des Verlages von Th. Ströber in Nürnberg verdient W. Ebuers „Kommt Alle herbei“ (3 M.) wegen seiner Bilder Anerkennung. Buntfarbige Blätter (in Quartformat) wechseln mit Federzeichnungen ab, kindliches Erleben drollig-erzählfest auszudrücken. Ebner hat viel Sinn für das kleine lebendige und puppenhafte Geier, das zur Spielwelt des Kindes gehört. Gertrud Römhildt, die im vorigen Jahr durch das reizende Singersbüchlein „Sing-Sana“ entzückte, geht

in dem wiederum bei Schreiber in Eßlingen verlegten Buche „Albumblätter“ den erfolgreich beschrittenen Weg weiter (1,60 M.). Aufstammbuchbreiten Blättern gibt sie wieder altbewährte Verse in Bildumrahmungen und abermals in so herzlicher Art, daß wohl auch dafür der Dank nicht fehlen wird. Die Kindergeschichten, die sie zeichnet, hat schelmischer Humor erfunden und die Bilder sind so schnurrig-traulich wie die der alten handcolorierten Bilderbogen hedermeierlicher Zeiten.

Dem Römhildtschen Büchlein geht wie den Schattenrißberöffentlichungen, die seit einigen Jahren besonders vom Kunstwart gepflegt werden: sie sind für Kinderfreude bestimmt und werden auch Großen lieb. Die Achtung vor der Silhouettenkunst ist wieder im Aufsteigen. Diese schwarzen Bilder, die mit der Scheere geschnitten sind, geben das Leben anders als die farbigen Bilder, mit denen das Kind sich schnell befreundet. Sie geben es vom Umriß her, und wie sehr der zur Sache gehört, wie sicher er vor einer Gestalt alles Wesentliche sagen kann, sieht man wieder aus den neuen Schattenrißbüchern, die der Kunstwart (bei Callwey, München) im laufenden Jahre erscheinen ließ. In zwei Büchern griff er auf Altes zurück. Der von ihm wiederentdeckte Karl Fröhlich gab vor mehr als einem halben Jahrhundert eine „Silhouettenfibel“ heraus, ein „Kunst-ABC“, das jetzt unter dem Titel „Karl Fröhlich's fröhliches ABC-Buch“ eine neue Auflage erlebt und von der erstaunlichen Kunst seines Schöpfers, die Schere mit kleinsten und feinsten Schnitten sprechen und erzählen zu lassen, Zeugnis ablegt. Von Paul Konewka ist eine neue Reihe Schattenrisse mit launiger Reimbegleitung von Ebenarius zu einem Bändchen verbunden worden, das diesmal „Spaß auf der Straß“ heißt (1 M.). Und an diese Schattenrißkünstler der Vergangenheit schließt sich Gegenwärtiges, das uns mit der Breslauerin Elisabeth Müller bekannt macht. Ihr Buch „Schwarze Kinder“ (2 M.) ist ein Bilderbuch im besten Sinne, weil es Blatt um Blatt aus echter Kunstkraft stammt, die Vollkommenes leistete. Wie sind diese schwarzen Bilder charakteristisch bewegt! Wie füllen sich die Körper mit Leben! Sind sie wirklich schwarz? Schaut man sie längere Zeit an, so vergift man das ganz. Und man spürt immer mehr, woher die Verzauberung kommt: von der seltzam sicheren Kunst, in der Profilinie des Gesichts seelischen Ausdruck zu vermittelten. Für das betrachtende Kind ist natürlich nur das Ganze des Bildes wichtig, aber für den Erwachsenen wird dieses Besondere ein Magnet, der immer wieder anzieht und lange festhält.

Hauswirtschaft.

Seefischkochkurse. Um die verhängnisvollen Wirkungen der Fleissteuerung zu mildern, haben viele Gemeinden sich bekanntlich veranlaßt gesehen, der minderbemittelten Bevölkerung Seefische zu billigen Preisen anzubieten. Auch größere Fabrikbetriebe haben für ihre Arbeiterkassen vielfach regelmäßig große Fischlieferungen bestellt. Aus den Berichten der deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten für das Jahr 1912 geht jedoch hervor, daß die Arbeiter sich noch immer nicht für die Seefischkost erwärmen können, obwohl sie doch an Nährwert, Verdaulichkeit und Schmachthaftigkeit mit dem Fleisch der warmblütigen Tiere durchaus konkurrieren kann. Die Fischerbevölkerung an der Wasserante und auf den Inseln sieht jahraus, jahrein kein anderes Fleisch auf dem täglichen Tische als was ihnen das Meer liefert, und welche kräftiger gesunder Menschenenschlag wächst hier auf! Wo tabellos frische Ware zu angemessenem Preis angeboten wird, liegt also kein nichthaltiger Grund für die weit verbreitete Abneigung gegen Seefische vor. In den Berichten der Fabrikspektoren wird denn auch des öfteren erwähnt, die Arbeiter hätten angegeben, daß ihre Frauen es nicht verstanden, die Fische schmadhaft und abwechslungsreich zuzubereiten. Das darf kein Vorwurf für die Arbeiterfrauen sein. Jedes Ding will gelernt sein, und im Zeitalter der gewerblichen Frauenarbeit, der die junge Proletarierin gewöhnlich schon unmittelbar nach dem Verlassen der Schule zugeführt wird, muß die hauswirtschaftliche Schulung notwendig zu kurz kommen. Auch ist es noch nicht so sehr lange her, daß man im Binnenlande mit billigen frischen Seefischen versorgt wird, so daß viele Frauen hier tatsächlich vor etwas ganz Neuem stehen. Der mangelnden Erfahrung der Hausfrauen in der Seefischkochkunst kann nur abgeholfen werden durch zweckmäßig eingerichtete Seefischkochkurse, wie sie von Haushaltungsschulen und dem deutschen Seefischereiverein veranstaltet werden. Dieser hat im vergangenen Jahre in 205 Orten nahe 17 000 Frauen und Mädchen in der Säuberung, Vorbereitung, im Kochen und Warten der Seefische und in ihrer zweckmäßigen Zusammenstellung mit sättigenden Gemüsen und Hülsenfrüchten unterwiesen. Wichtig ist, daß die Frauen sich bei dieser Gelegenheit auch persönlich von dem hohen Wohlgeschmack richtig zubereiteter Seefische überzeugen. Ueberall, wo solche Kochkurse stattfanden, hat sich, wie der letzte Jahresbericht des deutschen Seefischereivereins und auch die Fabrikspektoren feststellen, der Umsatz in Seefischen wesentlich gehoben. Wird die Propaganda für die Seefischkost solcher Art am richtigen Ende angefaßt, so wird man über Mißerfolge bald nicht mehr zu klagen haben.